

Gebet und Meditation

Lotz, Johannes B. S. J., Meditation. Philosophische Klärung und Anweisung zum Vollzug. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei (1954), 167 S., Pp. DM 5,80.

Von vielen Seiten erhebt sich heute der Ruf nach Besinnung, nach Muße und Kontemplation. Der Mensch ist in die Krise geraten. Die Rastlosigkeit und Zusammenhanglosigkeit unserer technisierten Welt bedroht sein Menschsein. Eine der tiefsten und wirksamsten Weisen der Besinnung nun ist die Meditation. Die katholische Überlieferung kennt sie schon seit Jahrhunderten, die evangelische Christenheit (in Deutschland) beginnt sie zu entdecken; aber auch in anderen Kreisen und Zirkeln wird sie geübt. Das stärkere Bekanntwerden mit östlichen Meditationsmethoden (Yoga, Zen) hat nicht nur das Interesse neu geweckt, sondern auch die Übung nicht unerheblich beeinflusst. Daraus ergeben sich eine ganze Reihe von Fragen, die von christlicher und katholischer Seite eine Antwort erheischen. Was können wir vom Osten lernen, welche Gefahren ergeben sich von dorthier, wie verhält sich das, was man in der katholischen Frömmigkeit Betrachtung nennt, zu dem, was man heute mit Meditation zu bezeichnen pflegt? Dem Verfasser geht es hauptsächlich um eine philosophische Durchdringung der Probleme, er nimmt aber auch theologische und psychologische Gesichtspunkte mit in seine Untersuchung hinein.

Der Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist folgender: Die Betrachtung, die durch den Primat des Aktiven und Gedanklichen gekennzeichnet ist, hatte sowohl in der Theorie wie in der Praxis der kirchlichen Frömmigkeit der Neuzeit ein einseitig rationalistisches Gepräge; die in der Gegenwart geforderte und geübte Meditation, die ihre entscheidende Formung vom Passiven und Bildhaften her empfängt, droht vielfach dem Irrationalismus zu verfallen. Es gilt also den rechten Mittelweg zu finden. Dieser ergibt sich dem Verfasser, indem er von der Übung

der drei Seelenkräfte: Gedächtnis, Verstand und Wille im Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius von Loyola ausgeht und zeigt, daß die Dreiteilung auf Augustinus zurückweist, und daß Gedächtnis bei diesem im Sinne der platonischen Anamnesis als Seelengrund zu verstehen sei, aus dem Verstand und Wille als seine Wirkvermögen hervorgehen. Die Seinsdynamik des Seelengrundes, die konkret die eingeborene Unruhe des Menschen zu Gott bedeutet, wird im Verstehen und Lieben gegenständig und greifbar. Die versinnlichte Struktur des Seelengrundes aber ist die Einbildungskraft; sie wird in der schöpferischen Phantasie wirksam. Von diesen Einsichten her läßt sich nun leicht zeigen, daß zwischen dem unbewußten Seelengrund und dem Bewußtsein ein wechselseitiges Verhältnis bestehen muß, andernfalls würde der Seelengrund nicht zur Entfaltung kommen, das Bewußtsein aber von seinem lebendigen Ursprung abgeschnitten und darum verkümmern. Die Meditation hat nun gerade die Aufgabe, den Bewußtseinsinhalt in den Seelengrund zurückzuführen (und so dem Menschen einzuverwandeln) und ihm von dorthier neues Leben: Intensität und Reichtum zukommen zu lassen. Mit diesem Prozeß, d. h. also mit der praktischen Übung der Meditation, sind nicht geringe Gefahren verbunden. Der Sich-Übende kann den unpersonalen, chaotischen und zerstörerischen Mächten des Seelengrundes verfallen. Der Geist muß darum immer die Steuerung behalten, und es gilt die Geister zu unterscheiden. Das alles trifft auch für die religiöse Meditation zu und hat hier sogar erhöhte Bedeutung.

Die Untersuchung zeigt so auf der einen Seite die Notwendigkeit, meditativ in den Seelengrund zurückzugehen, um sowohl das humane wie auch das christliche Leben vor der Verkümmern zu retten, weist aber ebenso auf die damit verbundenen Gefahren hin, die eine Wegweisung unerlässlich machen. Der Verfasser gibt darum im Laufe seiner Studie und besonders am Schluß eine Reihe von wertvollen Anweisungen und Hil-

fen für den Vollzug der christlichen Meditation. Es ist nicht immer leicht, seinen Ausführungen zu folgen, aber wer sich seiner Leitung anvertraut, wird dafür reich belohnt. — Die Kapitel dieses Buches erschienen in der ersten Fassung im 23. und 24. Jahrgang dieser Zeitschrift. *Fr. Wulf S. J.*

Krings, Hermann. Der Mensch vor Gott. Die Daseinserfahrung in den Psalmen. Würzburg, Werkbund-Verlag o. J., 136 S., kart. DM 8.60

Verf. will in vorliegender Studie die innere Welt „des“ Dichters und Beters der Psalmen phänomenologisch und metaphysisch erhellen. Er tut es nicht in einem bloß äußerlich aneinanderreihenden Aufzählen der einzelnen Elemente dieser Welt, sondern indem er dem lebendigen Vollzug des Betens Schritt für Schritt nachgeht. Ausgehend von der Gestalt des Beters spricht er von dessen Hinwendung zu Gott in der freien Entscheidung des ganzen Menschen, von der Erfahrung der Gotteswirklichkeit, von den Tränen der Gottverlassenheit und der Sehnsucht nach Gott, von der Hand Gottes und vom Vertrauen, von der Angst und schließlich von der Freude. Dadurch wird der Leser instand gesetzt, die Daseinserfahrung des Psalmisten, sein Stehen vor dem Angesichte Gottes, sein Leben und Weben in der selbstverständlichen Gegenwart dieses Gottes inmitten der Weltdinge und der Wechselfälle des Alltags, seine Erfahrungen des in der Geschichte wirkenden Gottes, sein Rufen zu Gott, sein Rühmen und sein Klagen, auch selbst nachzuvollziehen.

Aus diesem kurzen Überblick ist schon ersichtlich, daß den Verf. nicht ein exegetisches Interesse leitet — obwohl er sich mit der neueren exegetischen Literatur wohl vertraut zeigt —, sondern ein unmittelbar religiöses Anliegen. Die Gebetswelt der Psalmen ist für ihn ein seelischer Raum, in dem der Christ, vor allem der Laie, das unheilvolle Auseinanderfallen von Religiösem und Weltlichem und die Zerrissenheit des heutigen Menschen in echter Weise zu überwinden vermag. Denn sie ist von einer wunderbaren Geschlossenheit und Einfachheit, weil Gott noch in ihrem Grunde lebt und alles Geschehen trägt und umfaßt. Indem der Christ meditierend in sie eintaucht, wird er innerlich in sie hineinverwandelt, nicht durch

bewußte Einzelakte und Entschlüsse oder durch besondere religiöse Erlebnisse, sondern unreflex und atmosphärisch und darum organisch und seinsmäßig.

K. ist an Guardini geschult und vermittelt tiefe Einsichten, sowohl sachlich in die religiöse Welt der Psalmen wie auch formal in den inneren Vollzug des bildhaften meditierenden Betens. Er verlangt allerdings vom Leser einige Mitarbeit. In einem Punkt möchten wir eine wichtige Ergänzung anbringen. Wenn K. das religiöse Leben an die Erfahrungen des Menschen in seiner realen Alltagswelt knüpft, so ist das richtig. Aber er hätte hinzufügen müssen, daß dem Menschen in Christus ein neuer Innenraum geschenkt worden ist, in welchem er Gott unmittelbar, im persönlichen Gegenüber von Herz zu Herz, begegnet. Das Gespräch mit Gott in Anbetung und liebender Hingabe ist hier nicht nur der Reflex der Gotteserfahrung im Daseinsraum der Welt und ihrer Geschichte, sondern hat darüber hinaus eigenständigen Charakter. Es nimmt die eschatologische Herrlichkeit der zukünftigen Welt gnadenhaft schon vorweg. Um dieses „christlichen“ Gespräches willen gilt es sogar, die irdische Welt immer und immer wieder zu verlassen. Nun hat aber auch der alttestamentliche Mensch schon etwas von diesem neuen Innenraum gewußt. Im Allerheiligsten des Tempels weilte der Gott des Bundes personal unter seinem Volk und ist damit unmittelbar ansprechbar geworden. Diese einzigartige und beglückende Tatsache wird dem Psalmisten oftmals zum Anlaß, Gottes Gegenwart auf dem Sion, ja, den heiligen Berg selbst und die Heilige Stadt als die große Gnade des Volkes in überschwenglichen Worten zu preisen. Die damit gekennzeichnete Gottesbegegnung, wie sie im NT ihre Vollendung gefunden hat (vgl. Joh 4, 21—24), darf in unserem Beten auf keinen Fall zu kurz kommen. Sie hat mit bloßen „Gefühlen“ und religiösen „Erlebnissen“ nichts zu tun, sondern bedeutet den Höhepunkt des christlichen Betens. *Fr. Wulf S. J.*

Prière pure et pureté du cœur. Textes de Saint Grégoire le Grand et Saint Jean de la Croix, groupés et illustrés par Dom Georges Lejevre, Moine de Ligugé. Brussel, Desclée de Brouwer (1953), 154 S.

Unter reinem Gebet (*oratio pura*) versteht der Verf. im Sinne der altmonastischen Tradition das vollkommene Gebet (*oratio perfecta*), das so selbstvergessen ist, daß es nichts anderes mehr kennt und will, als die Erfüllung und Ergebung in den Willen des Herrn. Von diesem Gebet wird im vorliegenden Büchlein gezeigt, daß es ohne die Reinheit des Herzens, ohne Abtötung, Selbstverleugnung und Losschälung unmöglich ist. Die Gedanken, die uns Dom Lefebvre darüber vorlegt, sind inspiriert von Gregor dem Großen und Johannes vom Kreuz, zwei Mystikern, die die Gnade des Gebets und der Abtötung in hohem Maße empfangen haben. An der Spitze steht Gregor der Große, aus dessen Schriften die Hauptstellen gesammelt und mosaikartig verarbeitet werden, an denen er sich grundsätzlich über Kontemplation und Abtötung ausgesprochen hat. Dann folgen die entsprechenden Auszüge aus den Werken des heiligen Johannes vom Kreuz,

die wegen ihrer präziseren und didaktischen Art als Kommentar zu Gregor dem Großen ausgewertet werden. Aus beiden Autoren zieht Dom Lefebvre die Konsequenzen, die in zwei ausgezeichneten Kapiteln dargestellt werden: Das erste handelt über die Gnade des Gebets, die als Fülle und Entsagung zugleich charakterisiert wird; das zweite über die Entsagung, die als Gnade der Erlösung und Barmherzigkeit Gottes beschrieben wird. Den Schluß des Buches bilden Ausführungen über das *corpus Christi mysticum*, in dem alle Glieder, die kontemplativen und die aktiven, die großen und die kleinen, ihre Aufgaben und dementsprechend ihre Gnade haben, deren Primat in unserem geistlichen Leben vom Verf. am Anfang und am Ende mit Nachdruck betont wird. Wir halten das Büchlein für so wertvoll, daß eine gute deutsche Übersetzung nur zu wünschen wäre.

H. Bleienstein S. J.

»Exerzitien«

Rabbow, Paul, Seelenführung. Methodik der Exerzitien in der Antike. München, Kösel-Verlag, 1954. 355 S., Ln. DM 24,—.

Unter dem Namen Exerzitien versteht der Verf. die Arten der sittlichen Willensumbildung, der Selbstverinnerlichung und der Leitung zum Seelenfrieden, wie sie von den griechisch-römischen Philosophien der ersten Kaiserzeit gelehrt und in einer fünf Jahrhunderte währenden Bewegung des antiken Erziehungswillens zu einem hochentwickelten System methodischer Seelenführung ausgeformt wurden. Die treibenden Kräfte in dieser Methodisierung des pädagogisch-sittlichen Strebens waren die Stoa und die Schule Epikurs; vor allem der ersten gelang es, durch Männer wie Marc Aurel, Plutarch und Seneca die gesamte Gesellschaft und Geistigkeit der Kaiserzeit psychagogisch tief und ernst zu beeinflussen. Was später auf religiösem Gebiet in der christlichen Kirche zur Pflege und Zucht des geistlichen Lebens empfohlen und methodisch vollendet wurde, was im weltlichen Bereich bis heute als „System der Willensschulung und Charakterbildung“, als „Weg zur Selbsterziehung“, als „seelisches Training“ oder als „Lebenskunst“ angepriesen wird, ist in jenem antiken Selbsterziehungs- und Selbsterlösungssystem ent-

deckt und grundlegend vorgebildet, mit auffallenden formalen Gleichheiten und ebenso unverkennbaren weltanschaulichen Verschiedenheiten. Das zeigen deutlich die Vergleiche, die Rabbow zwischen den antiken und christlichen Geistesübungen anstellt.

In einem ersten Abschnitt werden die *Meditationen* und die gesamten Formen des Bedenkens und Beherzigens dargestellt, in denen sich das antike Verlangen nach Seelenfrieden und innerer Freiheit zur Methode gestaltet hat. Da die schriftlich überlieferten Reste streng methodischer Meditationen des Altertums sehr spärlich sind, wählt der Verf. zur Erhellung des Antiken durch das Christliche das „Gipfelwerk: die *Exercitia spiritualia* des Ignatius von Loyola“, und weist an einigen Beispielen nach, daß die Formen seiner großen, weitausgeführten Betrachtungen die Amplificationsformen der antiken Rhetorik sind. Um so eindrucksvoller hebt sich auf diesem Hintergrund die wurzelhafte Verschiedenheit ab, die Rabbow zwischen der antiken, in sich selbst geschlossenen und der gnadenbedingten, nach oben geöffneten ignatianischen Meditation feststellt.

Andere Parallelen zur christlichen Seelenleitung, die in einem zweiten Abschnitt ausführlich behandelt werden, sind die Übung der vorbereitenden Fassung und Einstellung auf Schicksalsschläge, die das Menschenleben

treffen und den Seelenfrieden stören können. Beschränkt sich dieser prämeditative Akt auf das morgendliche Vordenken der Ereignisse und Komplikationen, die der kommende Tag bringt, wird er zur „*Übung des Vorsprachens*“ oder zur „*Übung des Vorbehalts*“, durch die der stoische Mensch bei Verwirklichung von Dingen, die nicht in seiner unbedingten Macht liegen, somit unwert sind, die innere Freiheit zu wahren sucht.

Eine andere Maßnahme der antiken psychagogischen Praxis ist die *Selbstprüfung*, die regelmäßige abendliche Gewissenserforschung, die sich auf den ganzen Tag oder gewisse Einzelheiten erstreckt und von Rabbow mit Recht mit der allgemeinen und besonderen Gewissenserforschung der christlichen Aszetik verglichen wird. Dabei ergibt sich bei aller Gleichheit der typischen Strukturformen eine wesenhafte Verschiedenheit: die stoische Selbstprüfung ist ein Monolog, in dem der Prüfende sich selbst als dem Geprüften autark gegenübersteht, während die christliche Gewissenserforschung ein Dialog ist, in dem das Gebet zu Gott und seiner Gnade am Anfang und am Ende steht.

Weitere Analogien zur christlichen Seelenleitung, die sich aus den antiken Quellen ergeben, können hier nur angedeutet werden. Es sind unter anderen 1. das psychagogische *Selbstgespräch* und das psychagogische *Schreiben*. 2. Die sittlichen *Losungen*, die aus den Sprüchen der Dichter und Denker gewonnen und in verschiedenen Formen aszetisch verarbeitet werden. 3. Die erbauliche *Lesung*. 4. Die „*Übungen des Lebens*“ und die grenzenlose Fülle seelischer Hilfen, mit denen sie gestützt werden, z. B. Übungen gegen die Neugierde und die Neigung zur falschen Rücksichtnahme, das Agere contra, Übung der Tugend — Hilfen gegen widrige Begebnisse und schwere Geschicke, gegen Angst vor künftigem Unheil, Hilfen in den harten Seelenkämpfen, Krisen und Leiden, durch die den angedehnten Philosophen sein Bruch mit der „Welt“, ihren Werten und Gewohnheiten hindurchführten. 5. Das Gebot der sittlichen *Wachsamkeit*, Behutsamkeit, Gewissenhaftigkeit nach dem auch nicht das Kleinste getan oder erlitten werden soll, ohne bewußte Rücksicht auf die sittlichen Grundwahrheiten und den letzten Endbezug, der klassische Ausdruck des stoischen Willens zur ethischen Totalität in ihrer äußersten radikalen Konsequenz, der seine Entspre-

chung, wie der Verf. meint, nicht nur im Buddhismus, sondern auch im Leben und Streben der Heiligen der Kirche hat.

Aus allem ergibt sich, daß die methodische Seelenführung der Kirche nicht wie ein völlig Neues in der abendländischen Welt aufscheint. Sie ist die Wiederkehr der antiken Radikalität des sittlichen Erziehungswillens im Bereich der christlichen Offenbarungsreligion. Die angeführten Parallelen wollen aber nicht in jedem einzelnen Fall einen geschichtlichen Zusammenhang erweisen, sondern nur der gegenseitigen Beleuchtung und Erhellung des Antiken und Christlichen dienen. Dafür bringt das Werk von Rabbow nicht allein im Text, sondern auch in den 55 Seiten umfassenden „Anmerkungen“ und „Ergänzenden Beiträgen“ ein sorgfältig gesammeltes Quellenmaterial, das niemand entbehren kann, der wissenschaftlich über die Methodik des geistlichen Lebens arbeiten will.

H. Bleienstein S. J.

Stählin, Wilhelm, Die ausgesonderten Tage. Von Sinn und Praxis geistlicher Wochen. Kassel, Johannes-Stauda-Verlag, 1954. 85. S., Kart. DM 3,80.

Was wir Katholiken Exerzitienkurse oder Einkehrtage nennen, bezeichnen die evangelischen Christen als „Freizeiten“, „Rüstzeiten“, „Retreats“, „Geistliche Wochen“. Das Wort Exerzitien gebrauchen sie nicht, obwohl es ihnen sachlich als „Einübung in das Christentum“ gut und treffend erscheint. Aber gefühlsmäßig ist es ihnen, wie Stählin bemerkt, allzu eng verflochten mit der Vorstellung bestimmter Methoden, die ihnen „als bedenklich, ja gefährlich erscheinen, vor allem mit jener Technik seelischer Beherrschung (und Selbst-Beherrschung), wie sie für die von Ignatius für seinen Orden festgelegten Exerzitien charakteristisch ist“. Doch dürfen der verschiedene Sprachgebrauch und einige reformatorische Vorurteile uns nicht übersehen lassen, wie sehr die religiösen Grundanliegen auf beiden Seiten miteinander verwandt sind und die Mittel und Wege zum Ziele in vieler Hinsicht parallel laufen. Das ergibt sich deutlich aus der vorliegenden Denkschrift über die äußere und innere Gestaltung der „Ausgesonderten Tage“, wie sie vom „Berneuchener Dienst“ und der „Evangelischen Michaelsbruder-

schaft“ seit Jahren mit gutem Erfolg gehalten werden. Die Erfahrungen, die hierbei gemacht wurden, werden von Stählin mit großer Sachkenntnis und Beredsamkeit dargelegt: Ort und Zeit, Vorbereitung und Leitung, Gottesdienste und Vorträge, die Seelsorge und der Stil der geistlichen Wochen werden eingehend besprochen und durch grundsätzliche Bemerkungen erleuchtet, die auch für die Träger und Beförderer des katholischen Exerzitienwerks fruchtbar gemacht werden sollten. Was z. B. über die Person, die Vorbereitung und Verantwortung des Freizeitleiters, über den Primat der Meditation vor den Vorträgen oder über die Notwendigkeit des Gebets und der Gnade während der geistlichen Wochen gesagt und empfohlen wird, verdient allseitige Beherzigung. Vieles andere widerspricht der katholischen Exerzitien Erfahrung und kommt für uns nicht in Frage. Näher heran an die ignatianische Exerzitienordnung kommt die anglikanische Praxis, die von den Methoden des Exerzitienbuchs reicher und unbedenklicher Gebrauch macht, als die deutschprotestantische Zurückhaltung. Das bestätigt das lesenswerte Buch von James Wareham, *The conducting of retreats* (London und Oxford 1950), das Stählin bei der Abfassung seiner Schrift viele Anregungen gab und darum auch mehrfach zitiert wird.

H. Bleienstein S. J.

Baden, Hans Jürgen, *Das Schweigen. Gütersloh, Verlag Bertelsmann 1952. 209 S., Pappband DM 5,80.*

Das Buch enthält zehn Meditationen (nicht Essays) über das äußere und innere Schweigen, die unmittelbar auf die Praxis abzielen. Darum handelt es von der Möglichkeit, in unserer lärmzerrissenen Zeit wieder Oasen der Stille zu schaffen und vor allem: selbst Menschen des Schweigens zu werden. Es setzt also Leser voraus, die die praktische Erkenntnis der Stille erstreben und die verlorene Schweigsamkeit in den Raum ihres Lebens zurückholen wollen.

Wie schwer und opfervoll das ist, ergibt sich aus der ersten Meditation, in der es um den Lärm, die Lärmmaschinen und die andern Dinge geht, die der moderne Mensch erfunden hat, um sich der Langeweile des Alleinseins zu entziehen. Die Stille ist sein Feind, sein Todfeind geworden, den er verfolgt und mit allen Mitteln zu beseitigen

sucht, weil er Angst vor ihm hat und die Fragen scheut, die das Stillesein an ihn stellt. Darum die Zerstreuungssucht und der Unterhaltungstaumel, die unserer Zivilisation das Gepräge geben. Seitdem hat das menschliche Wort seinen Symbolgehalt und seine Schwerkraft verloren; es ist unverbindlich, vieldeutig, fragwürdig, ohnmächtig geworden und kann nur dadurch gerettet werden, daß es wieder in das Schweigen eintaucht. Diese Verbindung des Wortes mit dem Schweigen vollzieht sich im Geiste dessen, dem das Wort anvertraut ist. Darum muß zunächst der Mensch sich ändern, wenn das Wort sich ändern und seine echte Wirkung in der Welt hervorbringen soll.

Das ist aber nur möglich in der „Klausur“, der, dringender als jeder andere, der Publizist bedarf, wenn er sich sammeln und das aus dem Schweigen erneuerte vollmächtige Wort als Geschenk erhalten soll. Der Beschreibung dieser Klausur, ihrer Aufgaben, Opfer und Segnungen ist die dritte Meditation gewidmet. Sie zeigt, wie der Mensch sich in sich selbst zurückziehen, seine Sinnesorgane umstellen und sich in Konzentration, Meditation und Kontemplation um eine völlig veränderte Blickrichtung bemühen muß, wenn er sich dem „stillen Punkt“ in seiner Seele nähern und Befreiung vom äußeren Lärm und aller inneren Unrast finden will. Der Einstieg in diese Stille und Gelassenheit erfolgt auf drei Stufen, die in der vierten Meditation durchschritten werden. Über das „ohnmächtige“ und „erwartende“ Schweigen wird das „erfüllte“ heilige Schweigen erreicht, jener tiefste Grad der Einsamkeit, in der sich Worte eines Dialoges formen, in denen Gott zu uns redet und wir Gott antworten.

Das offenbaren die Meditationen 5–8, in denen über das Schweigen der Leid- und Schmerzgebeugten, das Schweigen des Todes, das Schweigen Jesu und das „Schweigen“ Gottes bei den großen Weltkatastrophen reflektiert wird. Anschließend wird die Praxis der Schweigsamkeit und der Meditation gelehrt. An dieser Stelle postuliert der Verf. — mit einem kritischen Seitenblick auf die Schweigegebote unserer Ordensregeln — das *silentium religiosum*, das nur dann eine christliche Tugend ist, wenn es nicht nur äußerlich, moralisch-asketisch, geübt, sondern immer wieder aufs neue aus der Begegnung mit Gott, aus der innersten

geistlichen Erfahrung des gläubigen Menschen herauswächst. Dazu ist die ständige Übung der religiösen Meditation erforderlich, deren Wesen und Vollzug mit großer Sachkenntnis dargelegt und durch Beispiele erörtert werden.

Die kurzen Analysen sollen zeigen, daß wir H. J. Baden ein ernstes, erwägenswertes Buch verdanken, aus dem jeder gebildete Leser innerlich viel gewinnen kann. Trotz seiner protestantischen Grundhaltung, die ganz unaufdringlich im Hintergrund steht, kommt er in der Sache zum gleichen Resultat wie der hl. Ignatius, der in der letzten Vorbemerkung seines Exerzitienbuches schreibt: „Je mehr unsere Seele sich in Einsamkeit und Abgeschlossenheit befindet, desto geeigneter macht sie sich, ihrem Schöpfer und Herrn zu nahen und ihn zu erreichen, und je mehr sie ihn auf diese Weise erreicht, desto besser bereitet sie sich vor, von seiner göttlichen und höchsten Güte Gnaden und Gaben zu empfangen“. Diese Erfahrung der christlichen Tradition muß der Leser vor Augen haben, wenn er die Bemerkungen des Verf's gegen die Schweigeregeln unserer Ordensstifter nicht mißverstehen will.

H. Bleienstein S. J.

Lippert, Peter, Der Mensch zu Gott. Exerzitienvorträge. München. Verlag Ars Sacra (1954), 358 S., brosch. DM 9,40, Ln. DM 12,80.

Es handelt sich in diesem posthumen Werk P. Lipperts, dessen 20. Todestag wir im nächsten Jahr begehen, um das Stenogramm eines fünftägigen Exerzitienkurses für Lehrerinnen, das eine der Teilnehmerinnen mit Einverständnis P. Lipperts aufnahm und dessen Durchsicht Otto Karrer besorgte. Im Anschluß an das Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius handelt der erste Tag von der Stellung des Menschen und der Welt zu Gott, der zweite von der Sünde, der dritte von Jesus Christus, der vierte von den verschiedenen Berufungen (insbesondere der Frau und Mariens), der fünfte endlich von der Kirche, vom Vermächtnis Jesu an uns und seinen Verheißungen. Der dritte Vortrag jedes Tages hat mehr die Form eines Unterrichtes als die einer Betrachtung; seine Gegenstände sind: das Gebet, Gewissenserforschung und Selbsterziehung, Quellen, Bedingungen und Weisen apostolischer Arbeit, die besonderen

Anlagen und Gaben, Schwächen und Gefahren der Frau, gesunde und ungesunde Frömmigkeit.

Die Form des Vortrages bedingt selbstverständlich eine größere Breite der Gedankenführung, hat aber andererseits den Vorteil einer stärkeren Umittelbarkeit. Wer P. Lippert darum noch selbst erlebt hat, hört ihn wieder in seiner unvergeßlichen Art und sieht ihn fast leibhaft vor sich. Wie in all seinen Veröffentlichungen geht es ihm auch hier um den Menschen und um sein Verhältnis zu Gott. Er kennt den Menschen (und nicht zuletzt auch die Frau) in all seinen Schichten, mit seinem Verlangen und seiner Sehnsucht, seinen Nöten, seinen Gefährdungen und seinem Versagen, er weiß, was ihn bedrückt und erfüllt. Immer wieder spricht er das Gute im Menschen an, und obwohl er mit Vorliebe vom Dunklen und Rätselhaften im menschlichen Leben ausgeht, besteht seine Kunst gerade darin, in allem Schwere und Leidvollen das Lichte und Tröstliche und Frohmachende des Glaubens aufzuzeigen und neue Horizonte zu eröffnen. Dabei tritt allerdings das eigentlich Theologische vor dem Psychologischen zurück. Das Buch eignet sich vorzüglich für eine besinnliche Lesung und für die Betrachtung.

Fr. Wulf S. J.

H. Pinard de la Boullaye S. J., Exercices spirituels selon la méthode de saint Ignace. Tome IV: Conférences, Examens. Paris, Beauchesne, 1954. VI et 329 p.

Der in 8. Auflage vorliegende Band ist der dritte und letzte Teil des großangelegten Exerzitienwerks, über das wir unsere Leser 1952 im 25. Jahrgang, S. 315 und 473, bereits eingehend unterrichtet haben. Er enthält eine große Zahl ausgearbeiteter Vorlagen für Konferenzen und Gewissenserforschungen, wie sie in den jährlichen Exerzitien und monatlichen Geisteserneuerungen gehalten zu werden pflegen. Daraus ergibt sich, daß sie in erster Linie für Priester und Ordensleute bestimmt sind, die sich und andere zur standesgemäßen Vollkommenheit führen wollen. Am Schluß des Buches steht ein zwölfseitiges analytisches und alphabetisches Gesamtregister, das einen leicht übersichtbaren Einblick in den Inhaltsreichtum des Pinard'schen Exerzitienwerkes liefert.

H. Bleienstein S. J.

Herrmann, Josef S. J., *Geistliches Lesebuch. Im Anschluß an die Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola. I. Teil.* Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg, 1954. 393 S., Ln. DM 12,—.

Ein alter Praktiker, Indienmissionar und Volksprediger öffnet in diesem Buch seine Mappen: Was er im Lauf der Jahre an Geschichten und Gedichten (unterschiedlichen Wertes und nicht immer heutigen Geschmacks) mit Fleiß gesammelt und in straffe Disposition gebracht hat, wird hier in 25 Vorträgen dem Leser geboten. Es ist derbe Hausmannskost für schlichte Menschen, die auch ihr Recht auf das Wort Gottes haben. Sie erbauen sich erfahrungsgemäß noch an Dingen, die der Geschmack anderer schon nicht mehr verträgt. Die Themen kreisen entsprechend der sogenannten „ersten Woche“ der ignatianischen Exerzitien um Gott und Sünde. Sie bezwecken die Erschütterung

und Bekehrung des Sünders. Und auch diese Themen behalten in einer ungeschmälerten christlichen Verkündigung ihr Recht. Eines muß indessen wohl doch angemerkt werden: Dieses „Lesebuch“ ist nur eine Begleitliteratur zum ersten Teil der Exerzitien des hl. Ignatius. Sie geben nicht diese selbst oder deren inneren Aufbau. Dazu müßte man die Bücher von E. Böminghaus, W. Sierp, E. Przywara, H. Rahner und ähnliche zu Rate ziehen. Es wäre auch ein Mißverständnis, wenn man die vereinfachende Logik und das mahnende Dreireden dieses Missionars für typisch „ignatianisch“ hielte. Es wäre zu bedauern, wenn der Untertitel solcher Auffassung Vorschub leistete. Der hl. Ignatius wollte gewiß, daß man den religiös Gleichgültigen, wie es hier geschieht, kräftig ins Gewissen rede. Aber das Hochziel, das ihm mit seinen Exerzitien vorschwebte, ist damit kaum berührt.

F. Hillig S. J.

Maria

Laurentin, René: *Court Traité de Théologie Mariale.* Paris, P. Lethielleux 1953. 187 S.

Trotz seiner verhältnismäßigen Kürze — der laufende Text umfaßt knapp 100 große Seiten — wird das Buch auch dem Fachmann, wenn nicht viel neues Material, so sicherlich neue Perspektiven zeigen. Der in sechs Perioden unterteilte *erste*, dogmengeschichtliche Teil behandelt die Entwicklung der Marienlehre bis heute. Die Darstellung der ersten Periode (Maria in der Heiligen Schrift) läßt einen zu der Einsicht kommen, daß über Maria viel mehr in der Heiligen Schrift steht, als man geahnt hat. Natürlich kommt diese Erweiterung des Wissens nicht von der Entdeckung bisher unbekannter Texte; aber auch nicht von einer zu sehr allegorisierenden Exegese, wie man sie sonst finden mag. Sie erwächst aus dem Aufweis der Symbolkraft biblischer Ausdrücke, der Gegenüberstellung der verschiedenen Texte untereinander und dem Hinweis auf ihre Stellung in der Komposition des Gesamttextes, und vor allem aus der meisterhaften Art, mit der der Verf. die neutestamentlichen Texte durch das Alte Testament zu beleuchten weiß. Man wird es selten bei einem Buch so unwillkürlich erleben wie hier, daß Altes und Neues Testament zusammengehören.

Die folgenden Abschnitte zeigen, wie sich die Muttergottesverehrung und Mariologie immer stärker Bahn brechen bis in unsere Zeit hinein, wobei sich die Einzelwahrheiten in fortschreitender Dialektik mehr und mehr herausdifferenzieren.

Im *zweiten* Teil der dogmatischen Entfaltung der marianischen Glaubenswahrheiten lehnt der Verf. für die Mariologie jene deduktive Methode ab, die die einzelnen Wahrheiten auseinander ableiten möchte, und hält sich an die „Logik“ der freischenkenden Liebe Gottes, wie sie sich uns im ganzen Dasein Mariens von selbst darstellt: bei der Empfängnis, in der Verkündigung, im erlösenden Leiden, vom Tod Christi bis zu Mariens Hingang, in ihrer Himmelfahrt und bei der Wiederkunft Christi. Und es muß dazu gesagt werden, daß diese „Logik“ überzeugend und zwingend wirkt wie keine andere.

Das *Schlußwort* geht auf die Frage ein, wie weit Maria Typus der Kirche sei und welche Stellung die Mariologie im Aufbau der gesamten Theologie haben müßte. Der Verf. entscheidet sich für eine Einordnung zwischen der Christologie und der Lehre von der Kirche. — Ein außerordentlich wertvoller Anhang gibt eine genaue Übersicht über die bei Migne Patr. Graeca und Lat. vorkommenden marianischen Texte, deren Autorschaft falsch angegeben wurde oder

umstritten ist, zugleich mit reichen bibliographischen Angaben.

Wir möchten das Buch vor allem jenen in die Hand geben, die zur Marienverehrung noch kein positives Verhältnis gefunden haben oder sich über die Betonung der Mariologie im kirchlichen Lehrgebäude zu große Sorgen machen.

Jos. Grotz S. J.

Guardini, Romano: Die Mutter des Herrn. Ein Brief und darin ein Entwurf. Würzburg, Werkbund-Verlag (1955), 86 S., Ln. DM 5.20.

„Entwurf zu einem Marienleben“ nennt Guardini selbst dieses kleine, aber äußerst lehrreiche Büchlein. Worum es ihm geht, ist folgendes: Er möchte einerseits ohne jeden Abstrich im Strom der kirchlichen Überlieferung stehen, die „von früh an von Maria Höchstes ausgesagt hat“ (11), andererseits aber von ihr, ihrem Leben und ihren Geheimnissen so sprechen, daß auch innerhalb des Glaubens einem ruhigen, wirklichkeitsgerechten und psychologisch tief fundierten Denken noch Genüge geschieht. Er ist mit Recht der Überzeugung, daß eine solche Einstellung den heutigen, kritisch oder sogar skeptisch gewordenen Menschen mehr überzeugt, als jener überschwenglicher Marienpreis, der nur von Superlativen lebt. Woran ihm weiter liegt, ist, „daß die Aussagen über Maria aus einem viel engeren Verhältnis zur Heiligen Schrift hervorgehen müßten, als sie es oft tun“ (12). Da es sich hier nicht so sehr um eine Entfaltung der einzelnen Mariengeheimnisse handelt, zu deren Erhellung die christliche Überlieferung unerläßlich ist, sondern um ein *Marienleben*, möchten wir ihm auch darin voll und ganz beistimmen. Es zeigt sich nämlich, daß die wenigen Texte der Schrift über Maria, wenn sie mit der oben beschriebenen Methode angegangen werden, viel mehr hergeben, als man für gewöhnlich meint. Nach solchen Vorüberlegungen, die in Form eines Briefes dargelegt werden, folgt der eigentliche Entwurf eines Marienlebens in fünf Kapiteln: Geschichte und Umwelt, Marias Jugend, Die Botschaft des Engels, Das Leben mit Jesus, Die Zeit nach Jesu Heimkehr, Die Voraussetzung (Unbefleckte Empfängnis). Man braucht nicht mit allem einverstanden zu sein, was Guardini hier skizzenhaft über die einzelnen Abschnitte des Lebens Marias sagt, z. B. über

ihren Sühnetod, aber das ist nicht wesentlich. Viel wichtiger ist, daß der Verf. es immer wieder versteht, alte und verbrauchte Denkschemata aufzulockern, Fragen neu zu durchdenken und eben dadurch eine Fülle von Neuland zu erschließen. Wir sind der festen Überzeugung, daß es ihm auch hier wieder gelungen ist, Menschen, die bisher keinen rechten Zugang zu Maria, der Mutter des Herrn fanden, einen solchen zu eröffnen. Und das ist viel.

Fr. Wulf S. J.

Semmelroth, Otto S. J., Maria oder Christus? Christus als Ziel der Marienverehrung. Meditationen. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht. Carolusdruckerei 1954. 160 S., geb. DM 5,80.

Die 12 Kapitel dieses Buches erschienen zuerst in der österreichischen Zeitschrift „Der Große Entschluß“. Ihre Absicht ergibt sich aus dem Untertitel: Christus als Ziel der Marienverehrung. Im ersten Teil weist der Verf. den theologischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Mariengeheimnissen und dem Christusgeheimnis auf. Im zweiten Teil behandelt er verschiedene Fragen der *Marienfrömmigkeit* und sucht jeweils ihren theologischen Ort innerhalb der Christusfrömmigkeit. Hinter dem Ganzen steht eine klare und tiefe theologische Schau. Diese hat der Verf. immer vor Augen; er weiß um die großen Zusammenhänge und verliert sich darum nie in Einzelfragen. Geschickt und lebensnah weiß er die Schwierigkeiten und Widerstände vieler heutiger Christen (Katholiken und Nichtkatholiken) gegen die Marienverehrung oder wenigstens manche Formen derselben aufzugreifen und, ohne viel Apologetik, in ein Gesamtbild marianischer Theologie und Frömmigkeit einzufügen und dadurch „aufzuheben“. Er ist nicht ängstlich in der eigenen Kritik und erwirbt sich gerade dadurch Vertrauen. Durch das Büchlein weht ein heller und weiter Geist, der eine gesunde Frömmigkeit verbürgt. Da eine breitere Leserschicht angesprochen ist, wird dem Verf. ohne Zweifel ein Erfolg beschieden sein.

Fr. Wulf S. J.

Huhn, Josef, Das Geheimnis der Jungfrau-Mutter Maria nach dem Kirchenvater Ambrosius. Würzburg, Echter-Verlag 1954. 289 S., brosch. DM 12,50.

Harnack hat den hl. Ambrosius den Patron der Marienverehrung genannt. Dies Urteil erwähnt und bestätigt der Verf. schon in der Einleitung seines Buches. Der Leser wird ihm im fünften Teil des Buches, der von der Verehrung Mariens handelt, ohne Bedenken zustimmen, nachdem ihm in den vorhergehenden Teilen ein systematischer Überblick über die Mariologie des Kirchenvaters gegeben worden ist.

Huhn beschränkt sich zum Glück nicht darauf, die Worte des Heiligen über Maria zu sammeln und zu zitieren oder auch zu interpretieren, sondern stellt Ambrosius' Lehre in der vorhergehenden und der ihm folgenden Tradition des Glaubens und der Theologie dar. Der Auswirkung des Kirchenvaters auf die Tradition ist außerdem ein eigener, der sechste und letzte Teil des Buches, gewidmet. „Das Weiterwirken der Marienkunde des Kirchenvaters Ambrosius im Mittelalter bleibt einer besonderen Untersuchung vorbehalten“ (S. 286).

Der erste Teil, Maria — die Gottesmutter, scheint uns der beste zu sein, in seiner theologischen Prägnanz und Geschlossenheit; danach der dritte Teil über das ethische Marienbild. Es ist bezeichnend, daß hier besonders die Verbindung zwischen Maria und dem Ideal der Jungfräulichkeit zum Ausdruck kommt. Vielleicht ist darin angedeutet, woher uns heute, wo dieses Ideal in manchen Gegenden so verblaßt ist, Hilfe kommen könnte.

Der interessanteste Teil ist wohl der zweite, über die heilsgeschichtliche Stellung Mariens, weil hier aktuelle theologische Fragen aufgegriffen werden, wobei dann notwendigerweise Schlußfolgerungen gezogen werden, die „nicht in diesem Wortlaut von Ambrosius formuliert“ sind, sondern zu denen „er die Ansätze gegeben hat“ (S. 186). Ferner bemüht sich der Autor in diesem Teil darum, das Wunschenken einiger Theologen, die nach seiner Meinung in den betreffenden Fragen zu viel aus Ambrosius herauslesen wollen, durch nüchterne Kritik zurückzuweisen. — Demselben Bemühen dient der kleine vierte Teil, über das Lebensende Mariens. — Vielleicht kann man, ohne das Verdienst des Verf. schmälern zu wollen, einige Bedenken anmelden, ob es ihm gelungen ist, die Meinung des Kirchenvaters zu diesen heutigen Streitfragen überzeugend zu interpretieren. Wenn es in dem

Abschnitt „Maria und die Kirche“ als Zusammenfassung der Lehre des Heiligen an einer Stelle heißt: „Im Schoß der Jungfrau beginnt die Existenz der Kirche. Wie Maria Mutter des physischen Leibes Christi wurde und damit Gottesmutter, so wurde sie zugleich auch Mutter seines mystischen Leibes...“ (S. 160), an anderer Stelle aber: „An eine Mutterschaft Mariens über die Kirche zu denken, berechtigen die Worte unseres Kirchenvaters nicht“ (S. 169), scheint uns die zweite Aussage in ihrer Allgemeinheit schwer vereinbar mit der ersten, auch wenn es andere Worte des Bischofs sind, aus denen die kritisierten Theologen eine Mutterschaft Mariens über die Kirche, und nicht nur eine Gleichsetzung Mariens mit der Kirche herauslesen wollen, in denen sie aber vielleicht nicht einmal im Ansatz ausgesprochen ist. Aber auch darüber kann man anderer Auffassung sein als der Verf.

Ebenso in der Frage der Miterlöserschaft Mariens bleiben einige Unklarheiten. Darüber schreibt Huhn: „Wenn auch unser Kirchenvater eine Miterlöserschaft Mariens als ursächliches Prinzip direkt zurückweist, so leugnet er doch keineswegs eine aktive Teilnahme oder Mitwirkung bei der Erlösung, wenn er sie auch nicht in Worten ausspricht; sie liegt ganz in seinem Gedankengang“ (S. 173). Man fragt sich, wie man ein Mitwirken denken kann, das nicht auch mitursächliches Prinzip ist, in dem es etwas mitbewirkt. Es bleibt der Eindruck, daß es dem Verf. nicht ganz gelingt, etwa die zwei Aussagen des Ambrosius zu harmonisieren: „Jesum non egabat adiutores ad omnium redemptionem“ (S. 170 Anm. 2) und: Maria „operata est mundi salutem“ (S. 179) — die Art des Mitwirkens Mariens mit dem Wirken Jesu scheint uns im „egabat“ im Ansatz und verborgen ausgesprochen, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann —, und so Ambrosius eine eindeutige Antwort geben zu lassen auf heutige Streitfragen der Mariologie.

Immerhin, aus den Texten, die Huhn uns bietet, bricht eine solche Fülle kräftigen und selbstverständlichen katholischen Glaubens an die Gottesmutter und katholischer Liebe zu ihr, daß dies Buch auch nach dem Marianischen Jahr, zu dem es erschienen ist, sehr empfohlen werden kann; vor allem auch solchen, im deutschen Sprachraum anscheinend nicht ganz seltenen, die meinen, es sei ein

Gebot der Stunde, von Maria füglich zu schweigen.

A. Groß S. J.

Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria. Ehrengabe an die Unbefleckt Empfangene, von der Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen dargereicht. Herausgegeben von Carl Feckes. Paderborn, Schöningh, 1954, 395 S., Kt. DM 12,00.

Diese Festgabe enthält die Vorlesungen auf den beiden ersten Studententagungen, die von der „Mariologischen Arbeitsgemeinschaft deutscher Theologen“ in den Jahren 1952 und 1953 veranstaltet wurden. Die 19 Referate kreisen alle um die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria, eine Frage, die zum Geheimnis der Unbefleckten Empfängnis in tiefer Beziehung steht, insofern durch dessen Dogmatisierung die Stellung Marias als die der Eva des Neuen Bundes offenkundig wurde. Ist sie auch unsere Stellvertreterin? Zur Lösung dieser Frage werden von bekannten Universitätsprofessoren und Ordenslektoren folgende Zeugen verhört: Die päpstliche Lehrverkündigung der letzten hundert Jahre, die Heilige Schrift, die griechischen Väter, Ephräm der Syrer, Ambrosius, Augustinus, Theologen der Karolingerzeit, Albert der Große, Thomas von Aquin, die franziskanische Schule, Laurentius von Brindisi, Alfons von Liguori, deutsche Theologen des 19. Jahrhunderts, M. J. Scheeben.

Wer diese (noch lückenhaften) Traditionszeugnisse liest, erkennt bald, daß ihre Verarbeitung in den vorliegenden Beiträgen keine weltfremde Spezialistenleistung ist, sondern eine notwendige Vorarbeit zur vielerörterten Miterlöserin-Frage darstellt. Daß sie auch für die Mariologie im ganzen und nicht minder für die Ekklesiologie — die Vertretung der Kirche durch Maria — von Bedeutung sind, beweisen die systematischen Untersuchungen von H. M. Köster, Schönstatt, und O. Semmelroth, Frankfurt. Im letzten Referat des Eichstätter Prof. Graber werden sogar Brücken zum katholischen Leben geschlagen, die zeigen, wie von all den subtilen Erörterungen der allgemeinen Gnadenvermittlung Marias und ihrer Mitwirkung an der Erlösung durch Christus die stärksten Impulse auf das Ethos des Menschen ausgehen.

H. Bleienstein S. J.

Maria in Glaube und Frömmigkeit. Rottenburg, Bischöfliches Seelsorgsam, 1954. 164 S.

Vom 6. bis 8. Juli fand in Stuttgart ein Marianischer Kongreß des Rottenburger Diözesan-Klerus statt. Die Vorträge, die dabei gehalten wurden, werden im vorliegenden Buch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es sind folgende fünf: Maria im Neuen Testament von Prof. Schelkle, Tübingen. Marienglaube und Marienmythos von Prof. Geiselmann, Tübingen. Mariologie im außerdeutschen Raum von Lektor Dr. Söll, Benediktbeuren. Marianische Frömmigkeit in der Kirche der Gegenwart von Prof. Hugo Rahner, Innsbruck. Christliche Verkündigung über Maria von Lektor Dr. Schurr, Gars am Inn.

Was die Vorträge wollten, dem Klerus für seine Aufgaben in Seelsorge und Verkündigung die biblisch-dogmatische Schau des Mariendogmas vermitteln, ist ihnen gelungen. Nach den Untersuchungen von Prof. Schelkle ist das mariologische Zeugnis des Neuen Testaments nicht spärlich und karg, sondern mannigfaltig und tief, so daß es für die theologische Verkündigung ausreicht und den Lobpreis rechtfertigt, der Maria nach den Aussagen der Heiligen Schrift zukommt. Nach der exegetischen Grundlegung bemüht sich Prof. Geiselmann, die dogmatischen Prinzipien aufzuzeigen, auf denen das dogmatische Marienbild aufruht und zugleich die Kriterien herauszustellen, an denen jede Glaubensaussage über die Mutter des Herrn gemessen werden muß. In scharfsinnigen Auseinandersetzungen mit dem Marburger Theologen Rudolf Bultmann und dem Züricher Psychologen C. G. Jung wird gezeigt, worin sich deren Marien-Mythos vom Mariendogma und Marienglauben der Kirche unterscheidet. Aus den biblischen Berichten werden fünf Züge herausgearbeitet, von denen das biblisch-dogmatische Marienbild bestimmt und für die Entfaltung in das Mariendogma grundlegend ist. Ganz anderer Art sind die moralischen Spekulationen in außerdeutschen Ländern, über die P. Söll einen umfassenden Überblick bietet. Auffallend sind die Arbeiten der Spanier, die eine beachtliche spekulative Kraft verraten, aber sich auch nicht selten zu Thesen versteigen, die nüchternen Theologen gewagt und unannehmbar erscheinen. Die augenblickliche

Situation der marianischen Frömmigkeit in der heutigen Kirche kennzeichnet Hugo Rahner durch die Aussage, daß unser Jahrhundert wirklich und ohne Übertreibung in einem besonderen Sinn marianisch ist, und daß sich eben darum gerade heute auch anti-marianische Stimmungen besonders spürbar machen. Für die Echtheit der marianischen Frömmigkeit stellt er drei Grundsätze auf, die unter den Kennworten „Devotion und Kirche“, „Devotion und Dogma“, „Devotion und Gnade“ dargestellt und mit der Forderung der „diskreten Liebe“ für alle echten marianischen Frömmigkeitsformen beschlossen werden. Über Quellen, Normen und Eigenschaften der zeitgerechten Marienpredigt handelt der letzte Vortrag, der sprachlich nicht gerade einfach ist und an den Hörer ziemliche Anforderungen stellt.

H. Bleienstein S. J.

Storck, Josef M. S. C.: Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen Jesu. Geschichtliche und dogmatische Untersuchung ihrer Verehrung. Münster, Verlag der Hiltruper Missionare, 1954. 181 S., Ln. DM 9,60.

Die vorliegende Dissertation ist ein gelungener Versuch, die wesentlichen Fragen der Verehrung „Unserer Lieben Frau vom heiligsten Herzen Jesu“ zusammenzufassen und so eine schnelle Orientierung über ihren Ursprung und dogmatischen Lehrgehalt zu ermöglichen. Diesem Doppelziel entsprechend zerfällt die Studie in zwei Teile, von denen der erste die geschichtliche Entstehung und gedankliche Grundlegung der Verehrung behandelt, während der zweite ihre dogmatische Entfaltung zum Gegenstand hat. Die Verehrung U. L. Frau v. hlst. H. J. geht zurück auf den Gründer der Hiltruper Missionsgesellschaft, Pater Julius Chevalier. Darum werden dessen Schriften sorgfältig untersucht und festgestellt, daß in seinen Gedanken und Frömmigkeitsübungen alle zu einer wahren und selbständigen Verehrung erforderlichen Wesenselemente enthalten sind, so daß der von ihm geschaffene Kult und Titel Unserer L. Fr. v. hlst. H. J. zu Recht besteht. Als direktes und unmittelbares Materialobjekt der Verehrung wird die Person Marias bezeichnet und die Gesamtheit der Beziehungen zwischen ihr und dem Herzen Jesu als Formalobjekt angesehen. In der

Zielbestimmung der praktischen Übungen läßt sich der Verfasser, im Einklang mit der Tradition, von dem Grundsatz leiten, daß die Verehrung U. L. Fr. v. hlst. H. J. zu den Haupterfordernissen der Herz-Jesu-Verehrung, Weihe und Sühne, führen müsse. Die Beziehungen Marias zum göttlichen Herzen Jesu und dessen geschaffener und ungeschaffener Liebe dogmatisch zu vertiefen, ist die Aufgabe des zweiten Teils. In fünf Kapiteln wird ausgeführt, daß sie dem Herzen Jesu verbunden war. 1. in ihrer Auserwählung und Begnadung, 2. als Gottesmutter, 3. als „hochherzige Gehilfin des göttlichen Erlösers“, 4. als Mittlerin der Gnade, 5. als unsere wahre geistige Mutter. In zwei Anhängen werden Verbreitung, Entwicklung und der gegenwärtige hohe Stand der Verehrung begründet und die Documenta ecclesiastica mitgeteilt, durch die Rom in wiederholtem Einschreiten die äußere Verbreitung der Verehrung vorübergehend gehemmt, aber ihr wahres dogmatisches Gedankengut innerlich geschützt und gefördert hat. Die 42 Seiten „Anmerkungen und Belegstellen“, „Quellen und Literatur“, mit denen das Buch schließt, sind ein Beweis dafür, daß P. Storck keine Mühe gescheut hat, seinem Gegenstand gerecht zu werden und der Verehrung U. L. Fr. v. hlst. H. J. neue Anhänger zu gewinnen.

H. Bleienstein S. J.

Graber, Rudolf, Maria in der Zeitenwende. Nürnberg, Sebaldis-Verlag, 231 S., Ln. DM 7,80.

Noch rechtzeitig im Marianischen Jahr erschien auch von dem bekannten Eichstättener Theologen Prof. Dr. Rudolf Graber ein Marienbuch, das in einer Reihe von lebendig geschriebenen Abschnitten geradezu schauen läßt, wie wir in Wahrheit in einer Marianischen Zeit leben, in einer Zeit, in der Maria mehr als in den vorausgegangenen Jahrhunderten der Kirchengeschichte über dem Abendland wacht und der ganzen Welt ihren mütterlichen Schutz angedeihen läßt. Das Erscheinen des Buches kann sehr begrüßt werden wegen seiner tiefen und doch leichtverständlichen Gedanken über Maria im Lichte der Theologie und in der Geschichte, über die Feste Marias im Kranz des Jahres, über ihr Leben und ihre Privilegien. Besonders eindrucksvoll ist im letzten Abschnitt der geschichtliche Nachweis der Be-

deutung Marias für die Erhaltung und Rettung der Christenheit, der vor allem am Lebenswerk zweier großer Marienverehrer aufgezeigt wird: des P. Jakob Rem, des Gründers des Colloquium Marianum, und des heiligen Ludwigs Maria und seiner geistlichen Lehre.

Ad. Rodewyk S. J.

Sheen, Fulton J., Weihbischof von New York: Du bist gebenedeit unter den Weibern. Aschaffenburg, Paul Patloch-Verlag 1954. 315 S. Ln. DM 12.80.

In der vorliegenden Übersetzung ist der Titel des amerikanischen Originals: „The World's First Love“ so geändert, daß beim ersten Hören der Eindruck entsteht, es handle sich um ein ausgesprochenes Marienbuch, um ein „Marienleben“, wie sie in der marianisch-erbaulichen Literatur keine Seltenheit sind. Das ist aber nicht der Fall. Wohl gibt es unter den 22 Kapiteln keines, in dem nicht mehr oder minder ausführlich von Maria und ihrem erbaulichen Leben die Rede ist; aber es erweckt den Anschein, daß es in erster Linie nicht um ihrer selbst willen geschieht, sondern wegen der praktischen Anwendungen, die beherrschend im Vordergrund stehen. Darum finden sich im ersten Teil des Buches immer wieder seitenweise Ausführungen, die mit Maria nichts mehr zu tun haben, aber für weitere christliche Kreise von großem Interesse und Nutzen sind. Der Verf. verfügt über eine ausgezeichnete Kenntnis der heutigen Welt, der er wie selten einer die Wahrheit sagen und die rechten Wege weisen kann. Wer deswegen die seelsorgerlich-apologetische Art des berühmten amerikanischen Redners und Schriftstellers kennen lernen und für sich und andere fruchtbar machen will, besitzt in seinem vorliegenden Werk ein Exempel, das wir nur empfehlen können. Besonders erwägenswert sind im zweiten Teil, der „marianischer“ ist, die Kapitel über die Königin der Barmherzigkeit, die Geheimnisse des Rosenkranzes und Marias sieben Schmerzen. Die Übersetzung ist gut, obwohl die Zitate aus Autoren, die nur in Amerika bekannt sind, besser weggeblieben wären.

H. Bleienstein S. J.

di Rocca, Anette, Maria. Freiburg (Schweiz) – Konstanz (Baden), Kamisius-Verlag 1954. 108 S., kart. DM 3,90.

„Diese schlichte, völlig anspruchslose Skizze hat vor anderen Arbeiten dieser Art vielleicht den einen Vorzug, gemütvoll geschrieben zu sein“, sagt die Verf. im Vorwort. Sie spricht über das Leben Mariens in kurzen Kapiteln, in denen sie die Kenntnis der Tatsachen als bekannt voraussetzt. Sie vertieft sich dann sinnend in die einzelnen Begebenheiten und wertet sie mit echt fraulicher Einfühlungsgabe schön aus. Am Schluß klingen die einzelnen Kapitel in ein Gebet aus. Sie bringen die Seele des Lesers zum Mitschwingen und Beten.

Ad. Rodewyk S. J.

Gasnier, Michel O.P., Die Botschaft von Lourdes. Aus dem Französischen übertragen von Adolf Hechelmann. Colmar o. J., Verlag Alsatia. (Titel des Originals: Le Message de Lourdes.) 199 S., Ln DM 6,80.

Der Verf. untersucht in vorliegendem Buch nicht die Bedeutung des heutigen Lourdes, sondern die Frage, welche göttliche Botschaft in den achtzehn *Erscheinungen* liegt, denen die Wallfahrt ihr Dasein verdankt. Bisher ist man in der Beantwortung dieser Frage nicht über unzusammenhängende Versuche hinausgekommen. Das hat daran gelegen, daß einerseits sehr wenig an der Grotte *gesprochen* wurde, vieles von dem, *was* gesprochen wurde, durch die hl. Bernadette nicht an uns weitergegeben wurde, anderseits aber die *Ereignisse* an der Grotte verwirrend, z. T. bedrückend sind.

Wir danken es der besonderen *Methode* des Vf.s, daß er zu sehr überraschenden, aber doch schließlich überzeugenden Ergebnissen gekommen ist. Er hat nichts von dem ausgelassen, was durch Zeugen bekräftigt ist. Vor allem stützt er sich auf die Dokumente von P. Cros, der von Leo XIII. den amtlichen Auftrag erhielt, alle nötigen Erkundungen über die Erscheinungen in Lourdes einzuholen und zusammenzustellen.

Bei der dritten Erscheinung hatte die Gottesmutter der hl. Bernadette nahegelegt, an fünfzehn Tagen zur Grotte zu kommen und andere mitzubringen. Bei den fünfzehn folgenden Erscheinungen hatte man schon immer eine Beziehung zu den fünfzehn Geheimnissen des *Rosenkranzes* vermutet. Diese Vermutung wurde dadurch bestärkt, daß die erste Fünfergruppe einen durchaus freudigen Charakter trug, während die

zweite Fünfergruppe durch unverständliche, ja teilweise Anstoß gebende Handlungen der Seherin (Werke der Buße, wie wir heute zu wissen glauben) gekennzeichnet war und die dritte Gruppe zu der frohen Art der ersten zurückkehrte.

Das eigentlich *Neue* an der Arbeit des Vf.s ist nun nicht so sehr, daß diese Auffassung, es bestehe eine Beziehung zwischen den Geheimnissen des Rosenkranzes und den Erscheinungen an der Grotte, nunmehr als gesichert gelten muß. Das Neue ist schon durch den Titel eines früheren Werkes des gleichen Vf.s ausgedrückt: „La divine Comédie de Lourdes“. Als Dante seine „Göttliche Komödie“ schrieb, wollte er, daß wir nicht bei dem bloßen Wortsinn seiner Dichtung blieben, sondern immer wieder zu den tieferen Ausdeutungen vorstießen. So will nun der Vf. uns anleiten, die Worte und Handlungen, nicht nur Bernadettes, sondern aller Beteiligten, in ihrem tiefen, gleichnishaften Sinn zu begreifen. Er stellt die These auf, daß von der vierten Erscheinung an vor der Grotte in einem göttlichen Spiel die fünfzehn Geheimnisse des freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Rosenkranzes aufgeführt wurden, und daß die Mitwirkenden dieses Spieles, Bernadette wie die übrigen, sich ihrer Mitwirkung bzw. des Ausmaßes ihrer Mitwirkung gar nicht bewußt waren. Eine solche These mag vorerst auf Ablehnung stoßen, aber man muß selber das Buch lesen, um zu sehen, wie Schritt auf Schritt die Parallelen zur Heiligen Schrift und zu anderen Tatsachen herangeholt werden. Die Propheten des Alten Testaments wurden vom Geiste Gottes zu Handlungen getrieben, deren Sinn sie bisweilen selber nicht erfaßten, die sie andererseits dem Gespötte der Menschen aussetzten. So war die Wirkung dessen, was bei den Erscheinungen der zweiten Fünfergruppe geschah, das formelle Ärgernis: man erklärte Bernadette für verrückt und bedauerte zeitweise, daß man ihr überhaupt zur Grotte gefolgt war.

Der Vf. kann für sich beanspruchen, daß

seine These alle überlieferten Worte und Geschehnisse einzuordnen vermag und daß viele Unstimmigkeiten, vor denen man früher fassungslos stand, sich ohne Schwierigkeiten lösen.

Das *Bildmaterial*, das dem Buche beigegeben ist, ist ausgezeichnet. Auch die *Übersetzung* verdient ein hohes Lob. Jedoch können wir uns, trotz der diesbezüglichen Bemerkungen auf S. 87, nicht damit befriedigen, daß die Anrede der Muttergottes an Bernadette und umgekehrt mit „Sie“ wiedergegeben wird. Für unser Sprachgefühl ist es untragbar, daß wir Gott und seine Heiligen mit „Sie“ anreden oder so von ihnen angeredet werden. Anders der Franzose, und darum legt das deutsche „Sie“ in die Worte eine Fremdheit, die in dem französischen Text bzw. dem lourdischen Dialekt nicht gegeben ist.

H. Huthmacher S. J.

Faltz, Michael, Bernadette, die Seherin von Lourdes. Freiburg/Schw. und Konstanz/Baden, Kanisius-Verlag, 1954. 320 S., 8 Bildseiten. Kart. DM 7,30.

Das vorliegende Buch hat einen ganz anderen Stil als das Werk von Werfel „Das Lied der Bernadette“. Frei von ausschmückenden Zügen wird darin kurz und sachlich das Bild der hl. Bernadette Soubirous gezeichnet. Die Einzelheiten sind durch sorgfältige Zitate genau belegt, so daß man festen Boden unter den Füßen spürt. Die Gestalt der Heiligen tritt klar hervor, während die Nebenfiguren ziemlich im Hintergrunde bleiben. Das Werturteil über sie ist oft von dem Werfels sehr verschieden (z. B. S. 50). Die Briefe der Heiligen sind gut ausgewertet und werden zum großen Teil wörtlich gebracht, so daß dem Leser Bernadette auch durch ihren Stil und ihre Gedanken recht nahe kommt. Wer Werfel gelesen hat, sollte als Ergänzung auch dieses Buch lesen. Erst dann steht die Heilige in ihrer überzeugenden Demut und liebenswürdigen Natürlichkeit richtig vor ihm. Ad. Rodewyk S. J.

Lebensbeschreibungen und -erinnerungen

Brodrick, James S. J., Abenteuer Gottes. Leben und Fahrten des hl. Franz Xaver 1506–1552 (deutsch von Oskar Simmel S. J.). Gustav Kilpper Verlag, Stuttgart 1954. 472 S., Ln. DM 15,80.

Nach Paulus hat es keinen solchen Menschen mehr gegeben. Wie jeder Ausgabe des Neuen Testaments eine Karte von den Reisen des Apostels beigelegt ist, so gehört die Karte der Missionsreisen Franz Xavers in jeden Atlas der christlichen Verkündigung. Aber was bedeuteten diese Entfernungen in jener Zeit und was mußte das für ein Impuls sein, der den Glaubensboten auf gebrechlichen Schiffen durch tausend Gefahren in jene unermeßlichen Weiten trug? Der Impuls war eines der gläubigsten, tapfersten und großartigsten Herzen, das je auf Erden geschlagen hat. Es war dem des hl. Ignatius ebenbürtig, ja es hat ihn in der Liebe der Menschen überflügelt: für die Öffentlichkeit ist Franz Xaver der große Heilige der Gesellschaft Jesu schlechthin.

Es war für den Biographen keine leichte Aufgabe, dieses Mannes und dieses Herzens habhaft zu werden. Der Irländer James Brodrick (der bereits mit einer bedeutenden Lebensbeschreibung des hl. Petrus Canisius hervorgetreten ist) geht in seinem neuen Werk als unbestechlicher Historiker und als nüchterner Angelsachse zunächst einmal daran, alle Illusionen zu zerstören und die Übermalungen abzutragen, mit denen südländische Glut und barocker Überschwang das wahre Bild Xavers verfälscht hatten. Was Brodrick bringt, ist geschichtlich gesichert, es ist zugleich von einer köstlichen Anmut und mitunter mit kleinen Bosheiten gewürzt. Einzig die Angelsachsen haben wohl diese Gabe, Reisen und ferne Länder auf so lebendige und einführende Weise zu beschreiben. Die Briefe des Heiligen und andere zeitgenössische Dokumente sind mit großem Geschick in die Darstellung verwoben. Der Heilige, der so aus dem goldenen Rahmen und dem Prunk der Legenden hervortritt, hat die Kanten und Grenzen eines Spaniers des 16. Jahrhunderts. Er hat weder die Gabe der Sprachen, noch wirkt er in einem fort Wunder. Aber aus der schlichten und echten Darstellung dieses Lebens beginnt im Fortgang des Buches immer mehr

dieser einzigartige Mensch zu leuchten: der Glaube, die Anmut und Liebe dieses unbezwingbaren Herzens, das einem der größten Jünger Jesu gehört hat. Abenteuer Gottes? ja; aber man muß hindurchhören: unbezwingbares Herz. (Auch die Übersetzung in ihrem sachlich verhaltenen Ton verdient Lob.)
F. Hillig S. J.

Gerard, John, Meine geheime Mission als Jesuit. Mit einer Einführung von Graham Greene. Luzern, Verlag Räder & Cie (1954), 299 S., geb. DM 14,80.

Der unsensationelle englische Titel des Buches lautet: *The Autobiography of an Elizabethan*. Wir geben ihm vor dem deutschen den Vorzug. Denn er drückt aus, was hier vorliegt: Die im Auftrag seiner Obern geschriebenen Memoiren eines englischen Jesuiten aus der Zeit Elisabeths über seine achtzehnjährige, unter ständiger Lebensgefahr betriebene Missionstätigkeit von den Häusern des katholisch gebliebenen oder wieder katholisch gewordenen Adels aus. Sein Autor lebte von 1564 bis 1637. Er starb im Alter von 73 Jahren im Englischen Kolleg zu Rom. Das Original wurde lateinisch verfaßt, wahrscheinlich „im Frühjahr 1609, vier Jahre nach dem zuletzt im Text erwähnten Ereignis, der Exekution Henry Garnets“ (261), des langjährigen Obern P. Gerards. Die vorliegende Übersetzung, die auf eine ausgezeichnete Neuübersetzung ins Englische durch P. Philipp Caraman S. J. zurückgeht, ist gut, wenn man auch hin und wieder die Nichtvertrautheit mit katholischen Dingen und Einrichtungen herausmerkt.

Die Neuherausgabe der Memoiren P. Gerards hat in England eine starke Beachtung gefunden. Verständlich. Handelt es sich doch um das eigene Land, dessen Geschichte hier in den Abenteuern eines getetzten und vom Glauben an seine gute Sache getragenen Missionars erzählt wird. Dazu kommt aber noch, daß die Situation der Aufzeichnungen haargenau an manche Zustände und Vorkommnisse hinter dem Eisernen Vorhang erinnert. Graham Greene hat dem erregenden Moment dieses Zusammentreffens in einer Einführung das Wort gegeben. In der Tat, man kann den Bericht dieses in Verstecken lebenden und täglich von der Verhaftung

bedrohten Priesters nur mit innerer Anteilnahme lesen. Das eine oder andere wird vielleicht uns Heutigen (vor allem auch dem Nichtkatholiken und Nichtchristen) sonderlich vorkommen; hin und wieder schimmert auch ein wenig Selbstgefälligkeit durch (die Niederschrift erfolgte zunächst für die eigenen Mitbrüder, vorab für diejenigen, die das englische Abenteuer auf sich nehmen wollten). Aber was bei allem doch sehr beeindruckend ist, ist der ungebrochene Glaube und die gläubige Zuversicht, die noch ganz selbstverständlich mit der Wirklichkeit der übernatürlichen Welt rechnet und in allem Gottes Eingreifen begegnet. Es ist eine trotz aller Mühsal helle und im Innersten frohe, starke Welt. Die rechte Medizin für uns heute.

Fr. Wulf S. J.

Waaach, Hildegard. Franz von Sales. Das Leben eines Heiligen. Eichstätt und Wien, Franz-Sales-Verlag. 442 S., Titelbild. Ln. 10.80.

Gegenüber den bisherigen Biographien des Heiligen, die Hildegard Waach in ihrer kritischen Übersicht mehr oder minder ablehnen muß, weil sie sich in erbaulicher oder panegyrischer Schilderung erschöpfen, geht sie, als echte Tochter ihres Ordensstifters, unmittelbar auf sein unterscheidend persönliches Charisma (die „Franz-von-Sales-Gnade“, wie sie es nennt). Als dieses Charisma erscheint in ihrem Buch das wesentliche Zueinander zwischen einem radikalen „Gott allein“ und jenem „epieikes“ des Philipperbriefes, das mißdeutig (für Paulus wie für Franz von Sales) mit „Bescheidenheit“ übersetzt wird, aber in Wirklichkeit eine „Einschmiegsamkeit“ bedeutet, in der der Christ eine Umwandlung des Auges zum Mensch hin vollzieht, „zu ihm hin, ihm sich angleichend“ (epi und eikes).

Hildegard Waach sieht dieses, begrifflich ungreifbare, Zueinander einmal als ein Sich-einschmiegen ins Menschliche, das bis ins äußerste zu gehen scheint, um in diesem Äußersten alles radikal in Gott allein hineinzugeben. Sie sieht es aber auch in umgekehrter Richtung, als Zueinander des „Kerns“ eines radikalen „Gott allein“, das sich mit der „Schale“ echter Menschlichkeit umgibt. Das Ineffable in Franz von Sales ist dann das Zueinander beider Formen des Zueinander zwischen radikaler Gotteshingabe und echter Hingabe zum Menschen.

Hildegard Waach hat damit nicht nur das wahre „salesianische Charisma“ getroffen, sondern das wesentlich Christliche überhaupt, das in der Agape besteht, die Gott selbst ist, aber als Agape des einen Menschen zum jeweils „anderen“. Das ist das Einmalige dieses Werkes, daß es den großen Heiligen darstellt als den Ort, an dem alle frühere Aszese und Mystik wieder die Form des Evangeliums annimmt, wie dann die „Kleine Heilige“ später das Evangelium radikal gegen „alle übrigen religiösen Bücher“ stellt.

E. Przywara S. J.

Rizcallah-Phabrey, Der wunder-tätige Mönch von Anaya, Scharbel Machluf. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1954. 163 S., DM 6,60.

Das schon 1950 vom Verf., einem gebürtigen Libanesen, in französischer Sprache veröffentlichte Buch „Charbel Makhlouf“ erscheint hier auch in deutscher Sprache. Es schildert das Leben eines einfachen, demütigen Ordensmannes aus dem libanesischen Zweig des Maronitenordens. Zu seinen Lebzeiten nur von wenigen gekannt, war dieser Mönch und Ordenspriester 1898 im Alter von 78 Jahren in der Einsiedelei seines Klosters Anaya gestorben, schon damals vom Volke als Heiliger verehrt. Was ihn vor allem auszeichnete, war die Entschiedenheit und der heilige Ernst, mit dem er das Ideal seines Ordens zu verwirklichen trachtete. Seine strenge Aszese, die für uns nur schwer verständlich ist, ihre Rechtfertigung jedoch durch die späteren Geschehnisse findet, macht ihn in vielen den Wüstenvätern der Frühkirche ähnlich. Über seine nähere Heimat hinaus bekannt wurde er erst nach seinem Tode durch auffällige Ereignisse an seinem Grabe. Zunächst in feuchter Erde bestattet, war sein Leichnam schon kurze Zeit später exhumiert. Dabei zeigt sich an ihm keine Spur von Verwesung, obwohl er in äußerst ungünstigem Boden geruht hatte. Der Körper erweckt im Gegenteil den Anschein eines ruhig Schlafenden, die Haut ist geschmeidig, die Glieder sind gelenkig. Zudem sondert der Tote eine schweißartige Flüssigkeit ab, die den Ärzten rätselhaft bleibt. Bis zum Jahre 1927 bleibt der Leichnam öffentlich aufgebahrt. Dann findet er seine letzte Ruhestatt in der Krypta des Klosters, das auch weiterhin das Ziel zahlloser Wallfahrer ist.

Verschiedene Wunderheilungen werden bekannt. Anfang 1950 aber verbreitet sich eine neue aufsehenerregende Kunde. Das Grab, aus dessen festem Mauerstein eine rote Flüssigkeit gesickert war, ist abermals geöffnet worden. Der Leichnam, der einen angenehmen Geruch ausströmt, wird auch jetzt noch, nach 53 Jahren, völlig unverwest vorgefunden. Die Flüssigkeit aber entstammt den Poren der Haut und einer früher schon bemerkten kleinen Seitenwunde. Die Ärzte stehen vor einem unerklärlichen Faktum. Die Verehrung wächst gewaltig an und verbreitet sich rasch über das Gebiet von Libanon hinaus. Nicht nur Katholiken suchen Trost und Hilfe am Grabe des Mönchs, sondern auch andere Christen, ja selbst Mohammedaner und Heiden. Die Zahl der Wunderheilungen nimmt ständig zu. Ausführlich werden im Buch verschiedene Heilungen berichtet und durch ärztliche Zeugnisse belegt. Diese sind eigens im Anhang zusammengefaßt. Dem kritischen Leser sei darum empfohlen, sie zuerst zu lesen, um seine etwaigen Bedenken zu zerstreuen.

Nasri Rizcallah, selbst erst durch seine Erlebnisse in Anaya aus religiöser Gleichgültigkeit herausgerissen, hat seinen Bericht mit innerer Überzeugung und Begeisterung geschrieben. Über das Ziel seines Buches schreibt er selbst: „Denen, die meine Zeilen lesen, möchte ich gern die Gewißheit verschaffen, daß es in dieser zerbrechenden Welt noch andere Dinge gibt, als wir mit Augen sehen können“ (S. 148).

H. Husemann S. J.

Stiefvater, Dr. A., Klaus von Flüe, der Friedensheilige. Augsburg, Winfried-Werk 1954. 48 S., Br. DM 1,80.

Auf wenig Seiten ist hier ein eindrucksvolles Bild des großen Schweizer Heiligen gezeichnet. Das war nur möglich durch den sehr straffen Aufbau, wie er besonders in der Zusammenstellung der Lebensdaten (S. 11 ff.) hervortritt. Auch die „Lebensdaten“ (S. 16 ff.) sind trefflich erzählt. Der Hei-

lige wird nicht auf einsamer Höhe gezeigt, sondern mitten in seiner Zeit stehend, was vor allem in seinen „fünf Staatsgrundsätzen“ sichtbar wird. Das große Anliegen der kleinen Schrift ist aber der Wunsch, daß der hl. Klaus von Flüe der große Friedensvermittler der Welt werde. Möge diese Bitte bald in Erfüllung gehen!

Ad. Rodewyk S. J.

Joest, Paul OMI, Die mächtige Stimme. Das Leben des großen Volksmissionars Max Kassiepe OMI. 2. Aufl. Würzburg, Echter-Verlag 1954. 319 S., Ln. DM 8,50.

Dem bekannten Volksmissionar, Max Kassiepe, dessen „mächtige Stimme“ ein halbes Jahrhundert lang von den Kanzeln Deutschlands erscholl, ist in diesem Buch ein würdiges Denkmal gesetzt. Die erste Auflage erschien im Verlag der Oblaten in Hünfeld und war offenbar an erster Stelle für die Oblaten und ihren engeren Freundeskreis bestimmt. Daher haftet dem Werk auch etwas sehr Persönliches, intim Vertrautes an. Das hat seinen eigenen Reiz. In fast romanhafter Breite werden zahllose Einzelheiten dargelegt. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß sich manches wiederholt. Nicht nur die guten Seiten des großen Missionars sind herausgestellt, auch seine menschlichen Grenzen und Schwächen werden mit verstehender Offenheit erzählt, so daß man Zutrauen zu der Objektivität der Darstellung gewinnt. Man fragt sich immer wieder, wie es möglich war, daß P. Kassiepe bei seiner schwer kranken Lunge in seinem Leben eine solch riesengroße Arbeit geleistet und dabei das 81. Lebensjahr erreicht hat. Das ist um so verwunderlicher, weil er sich in keiner Weise geschoht hat, sondern eher das Gegenteil tat. Wir haben hier ein Priesterleben von seltener Energie und innerer Geschlossenheit vor uns, einen Mann, dem im Leben begegnet zu sein, für Tausende eine große Gnade war und dessen Werke und Lebensbild auch nach seinem Tode ein Quell neuer Gnade sein können.

Ad. Rodewyk S. J.